



BRIDGE-GEMEINDE-
HANDBUCH HEFT 4

**BARRIERE-
FREIHEIT**

Grenzenlos dabei.

Barrierefreiheit ist eine Grundvoraussetzung für Inklusion. Denn nur wer sich frei bewegen kann, kann wirklich teilhaben.

Text Sandra Fietkau, Stephan Kurzenberger



Barrierefreiheit bedeutet mehr als abgesenkte Bordsteine und Aufzüge.

Bild: Kalle Jipp / Photocase

In unserer Gesellschaft gibt es unterschiedliche Barrieren. Viele fallen uns im Alltag gar nicht mehr auf: Man läuft schnell die Treppe nach oben und findet den richtigen Weg, weil man alle Hinweisschilder lesen kann. Personen mit einer körperlichen Einschränkung können Barrieren leider nicht so einfach überwinden. Sie sind darauf angewiesen, dass es Fahrstühle gibt. Sie brauchen Rampen und Einstiegshilfen. Sie brauchen ein Wohnumfeld, das ihren Bedürfnissen gerecht wird.

Aber auch Menschen mit Lernschwierigkeiten stoßen in ihrem Alltag oft auf Hindernisse. Zum Beispiel wenn Hinweisschilder unverständlich oder Busfahrpläne zu klein gedruckt sind. Deswegen sind sie oft auf Unterstützung angewiesen: Sie brauchen jemanden, der ihnen beim Busfahren hilft, da es an vielen Stellen noch keine Haltestellen-Ansagen gibt. Oder sie brauchen jemanden, der mit ihnen zum Amt geht, da die Formulare unverständlich sind.

Aber es gibt auch noch „Barrieren in den Köpfen“. Menschen mit Behinderung stoßen auf Ablehnung, da die ihnen begegnenden „Nicht-Behinderten“ nicht so genau wissen, wie sie mit Menschen mit Behinderung umgehen sollen.

Die Beseitigung beziehungsweise Reduzierung dieser unterschiedlichen Barrieren ist Aufgabe und Ziel des Bundeskompetenzzentrums Barrierefreiheit (BKB, www.barrierefreiheit.de). In dieser Vereinigung haben sich 15 bundesweit tätige Sozial- und Behindertenorganisationen zusammengeschlossen. Das BKB berät behinderte Menschen und ihre Verbände, Behindertenbeauftragte, Behindertenbeiräte, Schwerbehinderten- und Personalvertretungen, Entscheidungspersonen in Unternehmen, sowie Interessentinnen und Interessenten aus Politik und Verwaltung und bietet somit eine Anlaufstelle zu allen Fragen

der Barrierefreiheit. Jeder von uns kann aber auch selbst tätig werden und versuchen, Hindernisse abzubauen. Hierfür gibt es viele Stellen, bei denen man sich informieren kann. Deswegen hier nur eine grobe Übersicht:

Bauliche Barrieren

Zum Thema Hindernisse in Gebäuden, auf Plätzen oder Wegen gibt es vom Deutschen Institut für Normung (DIN) festgelegte Normen, in denen Voraussetzungen zur Barrierefreiheit beschrieben werden:

- DIN 18 024-1: Straßen, Plätze, Wege, öffentliche Verkehrs- und Grünanlagen sowie Spielplätze
- DIN 18 024-2: Öffentlich zugängliche Gebäude und Arbeitsstätten
- DIN 18025-1 Wohnungen für Rollstuhlbenutzer
- DIN 18025-2 Barrierefreie Wohnungen
- DIN 18040-1 Barrierefreies Bauen Planungsgrundlagen - Teil 1: Öffentlich zugängliche Gebäude
- DIN 18040-2 Barrierefreies Bauen Planungsgrundlagen - Teil 2: Wohnungen

Für alle diese Bereiche wurde genau festgelegt, welche Maßnahmen eingehalten werden müssen, damit Barrieren verhindert werden. Die genauen Inhalte der DIN-Normen und weitere Informationen dazu erhalten Sie zum Beispiel beim Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg.

Ebenfalls gibt es viele Seiten im Internet, die Informationen zum Thema Barrierefreiheit bereit halten. Nachfolgend eine kleine Auswahl:

- www.nullbarriere.de/
Website zum Themenkreis Barrierefreies Planen, Bauen & Wohnen
- www.institut-bgm.de/
Institut für barrierefreie Gestaltung und Mobilität des Sozialverband Deutschland in Mainz

- www.online-wohn-beratung.de/
Website mit Informationsangeboten zu Hilfsmitteln und zum barrierefreien Wohnungsumbau.

Barrieren für Menschen mit Lernschwierigkeiten:

Für Personen, die schlecht lesen können oder mit schwierigen Formulierungen Probleme haben, sind bauliche Barrieren nicht immer ein Problem. Sie stoßen im Alltag viel mehr auf andere Hindernisse:

- kleine Schrift
- nicht verständliche Ansagen
- keine Bilder oder Schilder, sondern nur Texte
- unverständliche, fehlende oder lückenhafte Wegweiser

Da der Personenkreis der „Menschen mit Lernschwierigkeiten“ sehr unterschiedlich ist, gibt es auch viele unterschiedliche Hindernisse. Hier gilt es, jede Einzelne und jeden Einzelnen direkt zu fragen und individuell zu versuchen, Hindernisse abzubauen.

Ein großes Thema, das aber viele Personen betrifft, ist Sprache.

Dazu hat sich das Netzwerk Mensch zuerst – People First Deutschland stark gemacht und kämpft für Leichte Sprache. Alles Wissenswerte dazu sowie Tipps und Tricks für Leichte Sprache finden Sie auf der Internetseite www.leichtesprache.org.

Hier eine kleine Zusammenfassung:

Leichte Sprache sieht einfach aus. Aber manchmal ist Leichte Sprache ganz schön schwer:

Denn: Viele Menschen wissen nicht genau was Leichte Sprache ist. Und viele Menschen sind es nicht gewohnt in Leichter Sprache zu schreiben. Oder zu sprechen. Deshalb gibt es auf der nächsten Seite ein paar Tipps und Tricks für Leichte Sprache.

Darauf sollten Sie bei Leichter Sprache achten:

1. Wörter (zum Beispiel kurze, einfache Wörter)
2. Zahlen und Zeichen (zum Beispiel Ziffern statt Worte)
3. Sätze (zum Beispiel kurze Sätze mit nur einer Aussage)
4. Texte (zum Beispiel keine Frage-sätze verwenden)
5. Gestaltung (zum Beispiel große Schrift und deutliche Schriftart)

Das ist für Leichte Sprache besonders wichtig. Unser wichtigster Tipp: Üben Sie Leichte Sprache. Immer wieder. Und wieder. Es ist eine Herausforderung. Aber es lohnt sich.

[Text entnommen von der Homepage www.leichtesprache.org; Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Initiatoren.]

„Barrieren in den Köpfen“

Neben den direkt sichtbaren baulichen oder sprachlichen Barrieren gibt es weitere Hindernisse, wenn Menschen mit und ohne Behinderung aufeinander treffen. Sie sind es oft nicht gewohnt, sich zu begegnen. Menschen ohne Behinderung wissen nicht, wie sie auf Menschen mit Behinderung zugehen sollen, wie sie sie ansprechen können. Deshalb braucht es mehr Kontakt zwischen Menschen mit und ohne Behinderung. Sie müssen sich gegenseitig kennenlernen und üben, wie sie miteinander umgehen können. Hierzu braucht es viele ungezwungene und freiwillige Begegnungsmöglichkeiten, zum Beispiel:

- im Café
- auf der Straße
- in Geschäften
- an der Bushaltestelle
- bei Konzerten

Es muss ganz normal werden, dass viele unterschiedliche Menschen zusammen kommen. Sie alle sollen als gleichberechtigte Bürgerinnen und Bürger in unseren Städten und Gemeinden leben. Dafür müssen Menschen ohne Behinderung sich öffnen. Sie müssen andere gesellschaftliche Gruppen akzeptieren und sie am öffentlichen Leben teilhaben lassen. Sehr gut gelingt dies zum Beispiel,

wenn Kinder mit und ohne Behinderung gemeinsam Kindergarten und Schule besuchen. Wenn alle gemeinsam aufwachsen, ist es völlig normal, dass es unterschiedliche Kinder gibt. In der Vielfalt kann man sich gegenseitig unterstützen und voneinander lernen. Dies bereichert unsere Gesellschaft und sollte allen Erwachsenen ein großes Beispiel sein, die mit der Vielfalt noch so ihre Schwierigkeiten haben.

Nicht unbedingt in Leichter Sprache, aber so definiert es das Behindertengleichstellungsgesetz des Bundes in § 4 :

„Barrierefrei sind bauliche und sonstige Anlagen, Verkehrsmittel, technische Gebrauchsgegenstände, Systeme der Informationsverarbeitung, akustische und visuelle Informationsquellen und Kommunikationseinrichtungen sowie andere gestaltete Lebensbereiche, wenn sie für behinderte Menschen in der allgemein üblichen Weise, ohne besondere Erschwernis und grundsätzlich ohne fremde Hilfe zugänglich und nutzbar sind.“

A circular sign with a white background and a red border, featuring the number '10' in large black digits. The sign is mounted on a dark, textured wooden surface. The number '10' is the central focus of the image.

10

„10 Gebote“

Anregungen für einen unbefangenen
Umgang mit Menschen mit Lernschwierigkeiten.

Vorschläge von Helmut Walther, Foto: Banni / Photocase

- 1.** Sei freundlich. Menschen mit Lernschwierigkeiten trauen sich dann besser und können sich leichter öffnen.
- 2.** Sei verlässlich. Versprich nichts, dass Du später nicht einhalten wirst.
- 3.** Ermutige oft. Menschen mit Lernschwierigkeiten wird Verantwortung oft nicht zuge-
traut und oft glauben sie selbst nicht an sich. Sie brauchen Mut, wieder mehr Verant-
wortung für sich zu übernehmen. Vertraue ihnen.
- 4.** Sei fehlerfreundlich. Aus Fehlern lernt man, wenn man sie selbst begehen darf.
- 5.** Entschleunigung ist sehr wichtig. Gib Menschen mit Lernschwierigkeiten viel Zeit.
Warte ab, bis Du eine Antwort erhältst. Erkläre langsam und gestalte Abläufe so,
dass man genügend Zeit hat, zu reagieren.
- 6.** Rede und schreibe leicht verständlich. Verwende keine Fremdwörter.
- 7.** Verwende mindestens zwei Medien, wenn Du Medien erstellst: Schrift und Bild, Schrift
und Ton oder Bild und Ton.
- 8.** Wenn Du etwas in der Echtumgebung zeigen kannst, dann zeige es.
Zeigen ist besser als erklären.
- 9.** Erwachsene Menschen mit Lernschwierigkeiten sind keine Kinder. Sprich Sie nicht in
kindlicher Sprache an.
- 10.** Gestalte die Umgebung und Lebenswelt so, dass sie auf Anhieb oder intuitiv
verständlich ist.

Design für Alle

Überblick in leichter Sprache: In Deutschland gibt es immer mehr ältere Menschen und Personen mit Behinderung. Design für Alle will aber nicht nur für Menschen mit Behinderung Dinge entwerfen. Design bedeutet Gestaltung. Möglichst viele Dinge aus unserem Alltag sollen für alle Menschen gut und nützlich gestaltet sein. Alle Menschen sollen mithelfen und Ideen entwickeln. Man muss Schwierigkeiten und Hindernisse aus dem Alltag entfernen. Dann kann Inklusion gelingen. Weniger Schwierigkeiten und Hindernisse sind gut für alle Bürgerinnen und Bürger.



Text Nikolaus Teves

Die Integration von Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen in alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens stellt eine enorme Herausforderung dar. Insbesondere vor dem Hintergrund des absehbaren demografischen Wandels, der gekennzeichnet ist durch eine sinkende Zahl Jüngerer und einer wachsenden Gruppe von Menschen in höherem Lebensalter und mit Behinderungen. Dies verursacht eine stärkere Beanspruchung der Sozialhaushalte und belastet die finanziellen und zeitlichen Spielräume der privaten Haushalte. Wenn es gelingt, sämtliche individuellen und gesellschaftlichen Lebensumstände so zu gestalten, dass Reibungsverluste und Barrieren vermieden werden, profitieren auch

diejenigen davon, die persönlich und in ihrem Lebensumfeld von Behinderungen nicht unmittelbar betroffen sind. Die Orientierung an den Prinzipien der Barrierefreiheit und des Designs für Alle kann dazu beitragen.

Zunächst muss dazu mit dem Vorurteil aufgeräumt werden, dass Design für Alle individuelle Gestaltungsmöglichkeiten ausschließt. Das Design von Bauten, Wohnungen, Produkten und Dienstleistungen wird allerdings anspruchsvoller, erfordert eine höhere Kreativität und muss differenzierte Verhaltensweisen von Nutzerinnen und Nutzern berücksichtigen. Die damit verbundenen Mehrkosten relativieren sich sehr schnell, wenn

dadurch eine wachsende Zahl von Menschen in die Lage versetzt wird, ihr Leben selbstbestimmt, ohne fremde Hilfe, sicher, bequem, kostengünstig und nachhaltig zu gestalten.

Als idealtypisch für universale Nutzbarkeit kann ein Design definiert werden, dem es gelingt, seine Funktionalität ohne zusätzliche Anpassung uneingeschränkt auch dann zu erhalten, wenn körperliche und geistige Beeinträchtigungen auftreten.

Dies kann und wird nicht in allen Lebensumgebungen und für alle Menschen realisierbar sein. Unterschiedliche Bedürfnissen bei unterschiedlichen Behinderungen

und körperlichen und geistigen Einschränkungen, die sich baulich, technisch und organisatorisch nicht einheitlich berücksichtigen lassen, stehen dieser Absicht entgegen. Was allerdings getan werden kann, sollte gemacht werden. Universales Design sollte integraler Bestandteil jeglicher Inklusion sein.

.....

**„Gestalter sind wir alle!
Design ist nicht alleine
denen vorbehalten, die
sich an einer Hochschule
damit auseinandergesetzt
haben.“**

.....

Die Durchdringung sozialer und gesellschaftlicher Strukturen mit der Idee des Designs für Alle wird nur dann funktionieren, wenn die Notwendigkeit, die Sinnhaftigkeit und der Nutzen allgemein erkannt und als positiv bewertet werden. Parallel zur Bereitstellung von Bauten, Produkten, Dienstleistungen und organisatorischen Strukturen, die für Behinderte und Nichtbehinderte gleichermaßen nutzbar sind, sind daher gezielte Anstrengungen zu unternehmen, mit denen die tatsächliche oder potenzielle Betroffenheit aller deutlich gemacht und um Verständnis geworben wird. Wenn sich die übrigen Fahrgäste einer Straßenbahn so vordrängen und den Wagen füllen, dass Menschen mit Rollator oder im Rollstuhl keine Gelegenheit mehr zur Mitfahrt bekommen, dann sind auch angepasste Bahnsteige und technische Einrichtungen ohne die gewünschte Wirkung. Neben der Akzeptanz aller für die besonderen Bedürfnisse von Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen wird sich Design für Alle nur dann durchsetzen lassen, wenn sämtliche Gestalter von Lebensumgebungen daran intensiv und konsequent mitwirken. Gestalter sind wir alle! Design ist nicht alleine de-

nen vorbehalten, die sich an einer Hochschule speziell damit auseinandergesetzt haben:

- Familien gestalten ihr familiäres Umfeld
- Handwerker gestalten Gebäude, Räume, Produkte, Dienstleistungen und Hilfsmittel im Gesundheitswesen
- Sportvereine gestalten Lebensqualität
- Tourismusverbände gestalten Freizeitmöglichkeiten
- Gemeinderäte gestalten Kommunen
- Parlamente gestalten Rahmenbedingungen für Rechte, Finanzierungen, Verpflichtungen
- Einzelhändler gestalten Ladengeschäfte, deren Zugang und deren Verfügbarkeit
- Architekten und Stadtplaner gestalten die Voraussetzungen für Arbeitsplätze
- Unternehmen gestalten die Vereinbarkeit von Beruf, Familie und Pflege
- Vereine gestalten den Umgang mit persönlichen Neigungen und Hobbys
- Rundfunk und Fernsehen gestalten Kommunikation
- Internetanbieter gestalten den Zugang und die Nutzbarkeit von Information und Kommunikation
- Internetanbieter gestalten Sicherheit
- Verkehrsunternehmen gestalten Mobilität, Freiräume und Entfaltungsmöglichkeiten
- Verwaltungen gestalten den Zugang zu Hilfen und Fördermitteln

- Ärzte gestalten Dienstleistungen
- Pflegedienste gestalten persönliche Umfeld und Möglichkeiten
- Pflegeeinrichtungen gestalten familiäres und soziales Miteinander
- Techniker, Ingenieure, Erfinder, Akademien und Forschungseinrichtungen gestalten Produkte, Dienstleistungen und Organisationsformen
- Hochschulen und Universitäten gestalten Wissen und Wissenstransfer
- Kreditinstitute gestalten Vorsorgekonzepte, Abhängigkeiten und finanzielle Spielräume
- Kommunen gestalten Lebensqualität

Wie aus dieser Aufzählung ersichtlich ist, bezieht sich universales Design nicht nur auf spezielle Gebäudeausstattungen und Produkte, die auch von Menschen mit körperlichen Leistungseinschränkungen benutzt werden können, sondern integriert sämtliche Lebensumgebungen und Lebensumstände. Ein Leitfaden für universales Design könnte sich beispielsweise mit den folgenden Bereichen befassen:

- Schaffung barrierefreier Mobilität in Kommunen durch abgesenkte Bordsteine, beidseitige Geländer in öffentlichen Gebäuden, Abstellplätze für Kinderwagen, Rollatoren, Elektromobile und Rollstühle, Rufanlagen in öffentlichen Einrichtungen, leicht erkennbare Beschilderungen für Aufzüge, Toiletten und Hilfen, gute Beleuchtung, Wegweiser und Leitsysteme.
- Schulung und Information von Handwerksunternehmen zu den Normen DIN 18024, 18025 und E 18040 zur barrierefreien Gestaltung von öffentlichen Räumen und von Wohnungen für Menschen mit Behinderung nach dem Modell von www.mobilewohnbberatung.de.

- Technische Hilfssysteme für Mobilität, Notsituationen, Selbstständigkeit
- Gestaltung von Haushaltsgeräten
- Gestaltung von Arbeitsplätzen für Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen
- Darstellung von Prinzipien für die Vereinbarkeit von Beruf, Familie, Pflege und sozialer Integration
- Vermeidung negativer Anmutungen bei der Gestaltung von Heil- und Pflegeumgebungen und von Hilfsmitteln
- Informationen zum Zugang zu finanziellen Hilfen
- Motivationshilfen zur Akzeptanz individuell empfundener Nachteile, die sich aus der Teilnahme von Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen am öffentlichen Leben ergeben
- Informationen zu spezifischen Ausprägungen körperlicher Beeinträchtigungen: Bewegungsfähigkeit, Sehen, Hören, Koordination, Demenz, Angst, Umgang mit Technik
- Vermittlung technischer, baulicher und organisatorischer Kenntnisse an Einrichtungen und Organisationen, die Menschen mit Behinderung betreuen
- Wie lassen sich Netzwerke aufbauen und Informationen kommunizieren, die zum Einsatz von Maßnahmen führen, deren Ziel die Inklusion ist?

Design für alle kann sicherlich eine wichtige Antwort auf die Frage sein, wie der demografische Wandel zu gestalten ist. Design für alle wird aber auch die Situation aller Menschen positiv beeinflussen, die auf Dauer oder nur zeitweise, etwa nach einem Unfall oder als Folge einer Erkrankung, in ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit beein-

trächtigt sind. Die größte Herausforderung ist darin zu sehen, alle Mitglieder der sozialen Gemeinschaft dafür zu gewinnen, das Anliegen der Inklusion wahrzunehmen und mitzutragen. Mit den Netzwerken www.demografietage.de und www.mobile-wohnberatung.de hat die Handwerkskammer Mannheim Rhein-Neckar-Odenwald mit Unterstützung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und in Zusammenarbeit mit Kommunen, Behindertenverbänden, Wohnungsunternehmen, Kreditinstituten und Sozialorganisationen ein System aufgebaut, das die Gedanken des Designs für alle und der Inklusion in praktisches Handeln umsetzt. Komponenten sind Schulungen zu den Normen DIN 18024, 18025 und E 18040 für Handwerksunternehmen, Architekten, Hersteller, Lieferanten, ehrenamtlich Tätige (kostenfrei), der Finanzierungskompass Pflege, 60 Checklisten zur barrierefreien Gestaltung von Lebensumgebungen, Vortragsan-

gebote, kooperativer Erfahrungsaustausch, Wohnsprechstunden in Rathäusern, Kongresse, Studien, die Barriere-Detektive, Seniorenmärchen, Abenteuergeschichten für Kinder, Ausstellungen, der Altersanzug und die Zertifizierung von Unternehmen, Einzelhändlern, Organisationen und öffentlichen Gebäuden, z.B. Rathäusern, als kinderfreundlich, familienfreundlich, seniorenfreundlich, behindertenfreundlich und zukunftsorientiert.

✍ DER AUTOR:

Nikolaus Teves
Geschäftsführer der Handwerkskammer Mannheim Rhein-Neckar-Odenwald, Koordinator der Netzwerke www.demografietage.de und www.mobile-wohnberatung.de im Rahmen des Modellprojekts Neues Wohnen des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und Mitglied im Lenkungskreis Demografie der Metropolregion Rhein-Neckar
teves@hwk-mannheim.de





Barrierefreies Museum?

Für ein Forschungsprojekt in Kooperation mit BRIDGE testeten Studierende gemeinsam mit SchülerInnen mit Behinderung das Haus der Geschichte Baden-Württemberg.

Forschungsteam: Katharina Beyerle, Marcel Heubach, Carolin Schneider, Fabian Zeh
Foto Madochab / Photocase

Das Thema „Barrierefreiheit“ ist im Verlauf der letzten Jahre zunehmend in den Blickpunkt von Politik, Gesellschaft und wissenschaftlichen Publikationen gerückt (vgl. FÖHL et al. 2007, 9). Im Zusammenhang mit einem „Zugang für Alle“ wird dabei zunehmend die Wichtigkeit von Barrierefreiheit betont. Das im Mai 2002 erlassene Behindertengleichstellungsgesetz des Bundes (BGG) definiert den Sachverhalt der Barrierefreiheit derart, dass gestaltete Lebensbereiche „für behinderte Menschen in der allgemein üblichen Weise, ohne besondere Erschwernis und grundsätzlich ohne fremde Hilfe zugänglich und nutzbar sind“ (BGBL 2002). Für Museen und andere öffentliche (Kultur-)Einrichtungen bedeutet dies, auch den Bedürfnissen und Ansprüchen behinderter Menschen auf kulturelle Teilhabe Rechnung zu tragen (vgl. FÖHL et al. 2007, 9).

Menschen mit Behinderung, vor allem Menschen mit Lernschwierigkeiten, „zählen mehrheitlich zur Gruppe der „Nichtbesucher“ der Museen und dies nicht ausschließ-

lich aus mangelndem Interesse“ (MAASS 2005, 95), 95), sondern aufgrund vielfältiger Barrieren.

.....
„Ziel und Ausgangspunkt aller Überlegungen sollte dabei immer die (möglichst) selbstständige Nutzung durch alle Museumsbesucher (also auch Menschen mit Lernschwierigkeiten) sein.“
.....

Das Interesse gilt deshalb der Fragestellung, wie z.B. einzelne Ausstellungsteile so gestaltet werden können, dass sie von möglichst allen Museumsbesuchern, d.h. auch Menschen mit Lernschwierigkeiten möglichst selbstständig genutzt werden können. Dabei standen folgende Fragen im Mittelpunkt: Wie sind die Informationsangebote gestaltet und wie verständlich/zugänglich sind sie für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen? Wo liegen Barrieren und wie kann mehr Zugänglichkeit geschaffen

werden? Ziel und Ausgangspunkt aller Überlegungen sollte dabei immer die (möglichst) selbstständige Nutzung durch alle Museumsbesucher (also auch Menschen mit Lernschwierigkeiten) sein.

Gemeinsam mit drei SchülerInnen der Schule für Geistigbehinderte erarbeiteten Studierende der Sonderpädagogik (Lehramt und Diplom) exemplarisch solche Zugänge im Haus der Geschichte in Stuttgart. Dieser Text soll von konkreten Erfahrungen berichten und gleichzeitig Anregungen für den Museumsbesuch von Menschen mit Lernschwierigkeiten geben.

Im folgenden Teil sollen Schwierigkeiten und mögliche Lösungen beschrieben werden, die während der Arbeit mit den SchülerInnen auftraten. Hierzu gehören z.B. die Veränderung von Infotafeln (Leichte Sprache) oder die Möglichkeit Informationen auch in leicht verständlicher Form (z.B. Audioguide), zur Verfügung zu stellen.

Die Abstraktheit geschichtlicher Begriffe und die Tatsache, dass zwei der SchülerInnen einen Migrationshintergrund hatten, brach-

ten uns auf die Idee das Thema „Migration“ in den Mittelpunkt unserer Unternehmung zu stellen. Auch die Konzeption des Themenparks Migration bot sich unserer bisher gebildeten Meinung nach an: die Thematik wurde in der Ausstellung nicht mit allgemeinen Fakten abgehandelt, sondern mit Hilfe eines biographischen Zugangs ausgearbeitet. Dass es sich dabei um TV-Aufnahmen von Interviews mit Menschen mit Migrationshintergrund handelte, schien uns förderlich, da in diesem Fall potentielle Leseschwierigkeiten weitgehend ausgeblendet würden.

Nach und nach bemerkten wir bezüglich der gezeigten Interviews Tücken, die wir so nicht vorausgesehen hatten und es wurde schnell deutlich, dass für die Arbeit mit den SchülerInnen nicht alle Interviews geeignet waren. Oft hatten die gezeigten Geschichten zu viele zeitliche und örtliche Sprünge. Dies erfordert vom Besucher ein aktives Verknüpfen mit seinem eigenen Vorwissen über den historischen Kontext und stellt somit einen komplexen kognitiven Prozess dar.

Eine weitere Schwierigkeit war, dass der Museumsbesucher nach Drücken des Startknopfes direkt, ohne weitere Erklärung in die Film- bzw. Interviewsituation einsteigt und vor dem Starten des Filmes eigentlich zuerst die dazugehörige Infotafel gelesen werden muss, um den darauf folgenden Film besser zu verstehen. Diese Texttafeln sind jedoch schon eine Zusammenfassung der relativ komplexen und längeren Texte zur individuellen Migrationsgeschichte der jeweiligen Person aus dem Ausstellungskatalog. Es zeigte sich, dass die relativ langen und voll bedruckten Informationstafeln die SchülerInnen eher abschreckten und sie Leseversuche nach 2 bis 3 Sätzen meist entmutigt abbrachen, da es für sie zu schwierig war. Da das vorherige Lesen der Infotafel jedoch für das (bessere) Verstehen

des gezeigten Filmes unerlässlich ist, war für die SchülerInnen das Verständnis zusätzlich erschwert.

Es kann allgemein festgehalten werden, dass die im Film gezeigten Interviews oftmals wenig vorstrukturiert wirkten. Ein weiterer Kritikpunkt war der Umstand, dass in den Filmen nur die Antworten, nicht aber die gestellten Fragen genannt bzw. gezeigt wurden, was für unsere SchülerInnen häufig ein Verständnisproblem darstellte. Der Film setzte also zum einen voraus, dass vorher eine relativ lange Texttafel gelesen wurde, zum anderen, dass der Zuschauer aufgrund der gegebenen Antworten weiß, welche Fragen gestellt wurden.

.....

„Barrierefreiheit für Menschen mit kognitiven Einschränkungen ist für Museen, als auch für Sonderpädagogen eine große didaktische Herausforderung. Um sinnvoll und praxisorientiert an einem besseren und selbstständigen Zugang zu Museen für Menschen mit Lernschwierigkeiten zu arbeiten, müssen deshalb beide Bereiche kooperieren.“

.....

Beides war für unsere SchülerInnen nicht einfach, wodurch das Verständnis der Filme zusätzlich erschwert wurde. Hinzu kam, dass in den Interviews zwar zahlreiche Begriffe (z.B. Zwangsarbeit, Aussteuer usw.) erwähnt, aber nicht erklärt wurden. Selbst die Interviews, die wir im Vorfeld ausgesucht hatten, da wir sie im Vergleich zu den anderen für relativ leicht verständlich hielten, waren im Bezug auf Struktur und die verwendeten Begriffe noch sehr komplex. So kommt z.B.

eine jüdische Frau in den ersten Minuten ihres Interviews von der Reichspogromnacht auf ihre Aussteuer und den Selbstmord der Mutter zu sprechen. Eine weitere Barriere, die eigentlich leicht behoben werden könnte, stellte das Interview eines Inders dar: es war komplett auf englisch und die dazu eingeblendeten deutschen Untertitel liefen so schnell, dass sie von den SchülerInnen in der kurzen Zeit nicht erlesen werden konnten. Im diesem Fall nennt die Schülerin selbst schon konkrete Verbesserungsvorschläge, die sich im Sinne eines besseren Verständnisses technisch auch relativ einfach umsetzen ließen, indem zusätzlich zu den bisherigen schnell durchlaufenden Untertitel ein einfaches Voice-Over-Verfahren (wie häufig im Fernsehen oder Radio verwendet) eingesetzt wird.

Wir denken jedoch, dass es mit Blick auf die Heterogenität von Behinderungen, Beeinträchtigungen und Störungen kein allgemeines Patentrezept für Barrierefreiheit in Museen geben kann und die Forderung, allen Besuchern in allen Teilen einer Ausstellung gerecht zu werden, in der Praxis schwer einzulösen ist.

Es wird deutlich, dass Barrierefreiheit für Menschen mit kognitiven Einschränkungen sowohl für Museen, als auch für Sonderpädagogen eine große didaktische Herausforderung darstellt. Um sinnvoll und praxisorientiert an einem besseren und selbstständigen Zugang zu Museen für Menschen mit Lernschwierigkeiten zu arbeiten, müssen deshalb beide Bereiche kooperieren. Entscheidend ist dabei, dass Museen grundsätzlich offener werden und sich auch an den Interessen und Kompetenzen dieser Besuchergruppe orientieren. Nichtsdestotrotz können oft auch mit kleinen Mitteln Voraussetzungen geschaffen werden, die das Ausstellungsangebot zugänglicher machen.

Eine sehr gelungene Zusammenchau zum Thema Barrierefreiheit bietet eine Übersicht der finnischen Nationalgalerie:

Einstellungen

Sind neue Publikums-/Besuchergruppen willkommen? Sind unsere Mitarbeiter/innen offen für Verschiedenartigkeit?

Physischer Zugang

Ist unser Gebäude auf der physischen Ebene zugänglich genug?

Zugänglichkeit für verschiedene Sinne

Haben wir die verschiedenen Arten, in der Menschen ihre Sinne gebrauchen, bei unserer Planung von Ausstellungen, Veranstaltungen und anderen Angeboten berücksichtigt?

Intellektueller Zugang

Können die Menschen durch unsere Angebote neue Erfahrungen machen und Informationen gewinnen – auch wenn sie kein Vorwissen über das Thema haben? Wurden verschiedene Lernformen berücksichtigt?

Zugängliche Kommunikation

Erreichen unsere Informationen neue Besucher- und Teilnehmergruppen in ausreichendem Maße? Nutzen wir verschiedene alternative Informationswege?

Sozialer und kultureller Zugang

Haben die Ausstellungen, Aufführungen und anderen Veranstaltungen einen Bezug zu den Interessen und Lebenserfahrungen unserer verschiedenen Zielgruppen?

Finanzieller Zugang

Sind die Eintritts-/Teilnahmegebühren angemessen? Gibt es kostenfreie

Angebote? Verkauft unser Shop/Cafe Produkte, die sich z.B. eine Familie leisten kann?

Konzepte und Handlungsleitfäden

Zeigen wir in unseren Konzepten und Richtlinien die Bereitschaft, an einer Verbesserung der Zugänglichkeit zu arbeiten?

Ohne grundsätzlich verallgemeinern zu wollen, scheint jedoch bei einigen Ausstellungsmachern die Angst und Pauschalvorstellung zu bestehen, sich bei der Arbeit mit Menschen mit Lernschwierigkeiten automatisch und grundsätzlich auf ein Vorschulniveau begeben zu müssen, welches ihrer eigentlich elitären Vorstellung vom Sprechen über Kunst und Kultur nicht gerecht wird (vgl. LÜHNING 1981, 8).

So beschreibt z.B. WICHELHAUS (2007, 112) in einem Text Folgendes: „Für die legitimierten Vermittler, z.B. Museumspädagogen, ergeben sich daraus künftig Konflikte, da sie sich, wenn sie sich den Sonderschülern sprachlich anpassen, um verstanden zu werden, in einer Sprachzone bewegen, die möglicherweise von professioneller Seite nicht immer als ein Sprechen über Kunst und Kultur anerkannt wird.“

Auch wenn unser Projekt nur ein kleines, nicht repräsentatives Beispiel war, so können wir doch den oben angesprochenen Befürchtungen widersprechen und zumindest in Bezug auf unsere SchülerInnen rückblickend sagen, dass derartige Äußerungen eine Verkennung der tatsächlichen Kompetenzen und Fähigkeiten dieser SchülerInnen wären. Auch wenn innerhalb des Projekts oftmals mehr Fragen als Antworten bezüglich der Schaffung von Barrierefreiheit für Menschen mit Lernschwierigkeiten auftraten, steht doch fest, dass man unseren SchülerInnen die Beschäftigung mit historisch-politischen Themen durchaus „zumuten“ konnte und auch sollte. Denn viel zu oft wird

gerade Menschen mit Lernschwierigkeiten viel zu viel vorenthalten, aus Angst sie zu überfordern.

LITERATUR

BGBL: Bundesgesetzblatt Teil I Nr. 28: „Gesetz zur Gleichstellung behinderter Menschen (Behindertengleichstellungsgesetz – BGG“ vom 27. April 2002, ausgegeben Bonn am 30. April 2002, 1467-1482

Föhl, P. / Erdrich, S. / John, H. / Maaß, K. (Hrsg.): Das barrierefreie Museum. Bielefeld 2007

Heubach, Marcel: Forschendes Lernen in einer heterogenen Gruppe als hochschuldidaktische Herausforderung. Unveröffentlichte wissenschaftliche Hausarbeit. 2009

Lühning, Arnold: Geistig Behinderte im Museum. In: Museumskunde Band 47, Heft 1. Frankfurt 1982, 5-11

Maaß, Karin: Am Rand wird's spannend. In: Museumsmitteilungen Rheinland-Pfalz. Ludwigshafen 2005 95-106

Saalovara, Sari: Willkommen im Museum? Die Nationalgalerie fördert den gleichberechtigten Zugang zur Kultur in Finnland. In: Kulturelle Bildung. Heft 2 / 2008, 14-16

Schneider, Carolin: Barrierefreiheit als didaktische Provokation - mit Schülern der Schule für Geistigbehinderte im Haus der Geschichte Baden-Württemberg. Unveröffentlichte wissenschaftliche Hausarbeit. 2010

Wichelhaus, Barbara: Das Museum als Lern- und Erfahrungsort für Kinder und Jugendliche mit besonderem Förderbedarf. In: Föhl/Erdrich/John/Maaß (Hrsg.): Das barrierefreie Museum. Bielefeld 2007, 106-120

DIE AUTOREN:

Katharina Beyerle, Marcel Heubach
Carolin Schneider, Fabian Zeh
Pädagogische Hochschule
Ludwigsburg-Reutlingen,
Fakultät für Sonderpädagogik
marcel.heubach@gmx.de

„Unbehindert miteinander“

Guter Service in der Gastronomie wird von der Initiative ausgezeichnet. Ein Interview mit Eva Schulze und Robert Kleinheitz.

Interview Sandra Fietkau, Stephan Kurzenberger



„Bei der Aktion ‚unbehindert miteinander‘ geht es um den Umgang mit behinderten Menschen: Werden Sie ernst genommen, bekommen Sie Unterstützung, zum Beispiel beim Lesen der Speisekarte, wird auf Sonderwünsche eingegangen? Werden die Menschen mit Behinderung als Gäste oder Kunden persönlich angesprochen oder nur die Betreuer und so weiter – also all das, was wir selbstverständlich erwarten: Guten Service und Sensibilität für die Bedürfnisse der jeweiligen Kunden.“ So steht es auf der Homepage www.unbehindert-miteinander.de. Die Aktion ist eine gemeinsame Initiative des Einzelhandelsverbands Baden-Württemberg, des Hotel- und Gaststättenverbands Baden-Württemberg (DEHOGA), der Diakonie Württemberg und der Lebenshilfe Baden-Württemberg. BRIDGE hat zwei Vertreter der Initiatoren befragt.

Freundliches Servicepersonal ist bereits eine große Hilfe.

Bild: Patrick Werner

Die Interviewpartner



Eva Schulze ist Referentin für Presse, Kommunikation und Medien beim Einzelhandelsverband Baden-Württemberg e.V.



Robert Kleinheitz arbeitet in der Werkstatt für Menschen mit Behinderung der Bruderhaus-Diakonie in Reutlingen und ist Mitglied im Vorstand der Landesarbeitsgemeinschaft der Werkstatträte Baden-Württemberg.

BRIDGE: Können Sie uns bitte kurz schildern, was „unbehindert miteinander“ ist?

Schulze: „Unbehindert miteinander“ ist eine Aktion, die die Teilhabe von Menschen mit Behinderung an alltäglichen Dingen wie Einkaufen oder Essen gehen fördern soll. Sie wurde bereits 2003 von den baden-württembergischen Wirtschaftsverbänden des Einzelhandels und der Gastronomie/Hotellerie sowie des Diakonischen Werks Württemberg und der Lebenshilfe Baden-Württemberg ins Leben gerufen. In den ersten Jahren wurde die Aktion auf Landesebene koordiniert und wir konnten bisher rund 300 Betriebe landesweit auszeichnen.

Kleinheitz: Um die Auszeichnung „unbehindert miteinander“ zu bekommen zählt nicht nur die Barrierefreiheit des Gebäudes, sondern z.B. auch, wie die Bedienung mit Menschen mit Behinderung umgeht, ob man sich willkommen fühlt. Viele Gastronomen und La-

denbesitzer haben anschließend zugesagt, die Änderungsvorschläge umzusetzen.

Schulze: Das stimmt. Im Mittelpunkt stehen nicht allein die baulichen Voraussetzungen, um Menschen mit Behinderungen einen barrierefreien Zugang zu einem Geschäft oder einer Gaststätte zu ermöglichen.

Oberstes Kriterium ist vielmehr ein Dienstleistungsverständnis, das auf die besonderen Bedürfnisse von behinderten Menschen eingeht. Also die Bereitschaft, sich angemessen Zeit zu nehmen, Menschen mit Behinderungen auf Augenhöhe zu bedienen und sich insgesamt so zu verhalten, dass soziale Barrieren abgebaut werden.

BRIDGE: Was ist aus Ihrer Sicht das Wichtigste an „unbehindert miteinander“?

Kleinheitz: Für Menschen mit Behinderung ist es am wichtigsten, nicht wie ein kleines Kind behandelt zu werden – auch wenn man im Rollstuhl sitzt oder eine so genannte geistige Behinderung hat. Auch wenn ein Assistent mit am Tisch sitzt, sind wir die Ansprechpartner. Es soll nicht über uns „hinausgeschaut“ werden – wir sind alt genug! Wenn jemand nicht gut sprechen kann, braucht er eben Unterstützung, muss aber trotzdem ernst genommen werden!

Schulze: Außerdem finde ich sehr wichtig, dass die Überprüfungen von Menschen mit Behinderung selbst durchgeführt werden. Sie sind auch aktiv in die Jury eingebunden, die über die Auszeichnung entscheidet.

Kleinheitz: Ich selbst habe 5 Orte geprüft, darunter einige Geschäfte und Hotels. Gleichzeitig war ich in

der Jury von „unbehindert miteinander“ aktiv.

BRIDGE: Wie funktioniert die Überprüfung?

Schulze: Zunächst können sich Betriebe von sich aus um die Auszeichnung bewerben oder sie werden von Seiten der Behinderteneinrichtungen vorgeschlagen. Diese bestimmen dann einige „Überprüfer“, also Menschen mit Behinderungen, die unangekündigt in einem Geschäft einkaufen, in einer Gaststätte essen gehen oder sich nach einem Hotelzimmer erkundigen.

Kleinheitz: Es wurde ein Fragebogen entwickelt, der es auch für die Prüfer mit Behinderung leicht gemacht hat, die einzelnen Punkte abzufragen. Mit einem leicht verständlichen sogenannten „Smiley“-Fragebogen konnte schnell erfasst werden: „das hier ist klasse“ oder eben „das hier ist leider nichts“.

Schulze: Mit Hilfe dieses Bewertungsbogens werden verschiedene Kriterien überprüft. Dazu gehören neben dem barrierefreien Zugang vor allem Fragen des Umgangs mit den Kunden und der Ansprache. Speisekarten mit Bildern, die Beschriftung wichtiger Räume mit Symbolen, die Hilfsbereitschaft des Personals bei besonderen Wünschen oder auch die Möglichkeit, beispielsweise Kleidung zu Hause anprobieren zu dürfen, sind vorbildliche Beispiele. Der ausgefüllte Bewertungsbogen wird dann zeitnah von einer zuvor bestimmten Jury ausgewertet, die anschließend über die Auszeichnung bestimmt.

Kleinheitz: Wenn die Jury sich für die Auszeichnung eines Betriebs entschieden hat, erhält dieser eine Plakette. Diese Plakette ist für drei Jahre gültig, danach muss wieder überprüft werden. Inzwischen haben sich bereits fast 300 Betriebe

in Baden-Württemberg erfolgreich überprüfen lassen!

.....
BRIDGE: Welchen Vorteil haben Einzelhandelsgeschäfte und Gaststätten, wenn sie ausgezeichnet wurden?

Kleinheitz: Sie können damit werben: „Der Service bei uns ist auch für Menschen mit Behinderung sehr gut. Hier wird jeder beachtet und ernstgenommen“.

Schulze: Die Betriebe zeigen so: Hier kann jeder Kunde gut einkaufen und ist willkommen. Und es werden langfristig Netzwerke vor Ort gefördert: die Einrichtungen von Diakonie und Lebenshilfe lernen die Geschäfte und Gaststätten besser kennen, die Menschen mit Behinderungen werden zu zufriedenen Kunden. Und für die Betriebe ist es ganz wichtig, die speziellen Bedürfnisse dieser Kunden kennen zu lernen. Nur so kann man sich künftig noch besser darauf einstellen.

Kleinheitz: Auf unserer Internetseite www.unbehindert-miteinander.de werden alle ausgezeichneten Betriebe ebenso wie die überprüfenden Einrichtungen genannt – so können sich Interessierte über diese Unternehmen mit gutem Service auch für Menschen mit Behinderung informieren. Das ist natürlich auch Werbung für die Betriebe!

Schulze: Künftig wird die gesamte Aktion auf lokaler Ebene umgesetzt, also dort, wo sie hingehört, denn gesellschaftliche Teilhabe findet immer vor Ort statt. Die landesweiten Initiatoren stellen weiterhin Materialien und ihre Erfahrungen zur Verfügung, getragen wird die Aktion nun aber von einer Vielzahl von Einrichtungen und Verbänden in den Kreisen und Gemeinden im „Ländle“. Alles Weitere dazu erfahren Sie auf unserer Homepage!



Die Qual der Wahl?

Eine Bildspeisekarte kann (nicht nur) für Menschen mit Behinderung den Restaurant-Besuch erleichtern.

Text Mirjam Bärmann
Foto Brian A. Jackson



Die Idee der Bildspeisekarte ist 2007 bei der Vorbereitung für die Fachtagung „Barrierefreiheit für Alle“ entstanden. Sie ist ein gutes Beispiel dafür, wie einfach Barrierefreiheit für Menschen mit Lernschwierigkeiten umgesetzt und dabei viele Menschen erreichen kann. Denn jeder Mensch geht ab und an ins Restaurant.

Da viele Menschen mit Lernschwierigkeiten nicht lesen können, kann man bei der Bildspeisekarte seine Speisen in Form von Fotos auswählen. Speisekarten mit Fotos sind auch schon bekannt. Jeder kennt diese Speisekarten aus Eisdielen, aus Asia-Restaurants oder auch von Mc Donalds. Die Bildspeisekarte ist daher nicht nur hilfreich für Menschen mit Lernschwierigkeiten, sondern jeder Gast bekommt einen Eindruck, wie die Speisen und Getränke, die er bestellt, aussehen.

Die Bildspeisekarte wurde gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten entwickelt. Wir haben uns dafür entschieden, für ein Gericht eine Seite zu verwenden, da uns dies übersichtlich erschien. Wir haben versucht, die Fotos durch leichte Sprache zu ergänzen und den Inhalt auf eine Auswahl zu reduzieren.

Zu viel Auswahl würde eventuell verwirrend wirken. Daher steht z.B. unter dem gemischten Salat „Es

gibt auch noch andere Salate. Bitte fragen Sie die Bedienung“. Ähnlich bei den Beilagen. Diese sind in separaten Fotos dargestellt. So kann man sich diese selbst auswählen.

Die Getränkekarte wurde in Tabellenform gestaltet und je für kalte als auch für warme Getränke eine Seite verwendet. Auch hier ist die Nachfrage der Bedienung wichtig, ob ein kleines oder großes Getränk gewünscht ist.

Bezüglich der Angabe des Preises war die Frage, ob dieser in Form von Geldscheinen und Münzen dargestellt werden soll. Wir haben uns dagegen entschieden, da die meisten Beträge mit unterschiedlichen Scheinen oder Münzen bezahlt werden können.

Das Prinzip der Bildspeisekarte „funktioniert“ dadurch auch nur in Kommunikation mit der Bedienung des Restaurants. Wir setzen die Bildspeisekarte nun schon seit einigen Jahren bei unseren Sommerfesten und Mitgliederversammlungen ein und bekommen sehr positive Rückmeldungen.

DIE AUTOREN:

Mirjam Bärmann
Leiterin Hilfen für Familien
Club 82 Haslach
mirjam.baermann@club82.de



Leitsysteme

Auf welche Barrieren stoßen Menschen mit kognitiven Einschränkungen im öffentlichen Raum und wie können diese Hindernisse überwunden werden?

Text Helmut Walther

Das weiße „i“ auf rotem Grund weist dem Touristen den Weg zur Touristinformation, die Piktogramme auf den Bahnhöfen leiten Menschenströme unabhängig von ihrer Sprache zu den richtigen Zügen, Hinweistafeln in Kaufhäusern zeigen dem Kunden, welche Produkte er wo findet, dem Patienten, wie er zur Röntgenabteilung im Krankenhaus kommt oder dem Bürger, in welchem Zimmer er seinen Personalausweis beantragen kann. Beschilderungen und Leitsysteme sind ein elementares Hilfsmittel, sich zu orientieren und in unserer Gesellschaft zurechtzufinden.

Viele dieser Beschilderungen und Leitsysteme werden jedoch von Menschen mit kognitiven Einschränkungen nicht verstanden und sind daher für sie nicht nutzbar. Beschilderungen verhindern so gesehen die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Auf welche Barrieren stoßen Menschen mit kognitiven Einschränkungen und wie könnten diese Hindernisse überwunden werden?

Eine erste große Barriere ist die Verwendung von Schrift als einzigem Medium auf Schildern und Wegweisern. Menschen mit kognitiven Einschränkungen können häufig nicht lesen, manche erkennen zwar Buchstaben aber keine Wörter, andere erkennen Wörter oder nur bestimmte Wörter und wieder andere Satzteile oder auch ganze Sätze. Die Unterschiede in der Lesekompetenz sind sehr groß.

Diese Barriere kann dadurch abgebaut werden, dass die Informationen auf Schildern und Hinweistafeln nicht nur mit Schrift sondern zusätzlich auch in bildhafter Darstellung gegeben werden. Ein gutes Beispiel hierfür ist der Einsatz leicht verständlicher Piktogramme.

Die bildhafte Darstellung sollte so leicht verständlich sein, dass sie ohne weitere Erläuterungen auskommt. Mit „leicht verständlich“ ist gemeint, dass die Darstellung sehr wenig Vorwissen voraussetzt und mit einem alltäglichen Schatz an Erfahrungen verstanden werden kann. Ob eine bildhafte Darstellung für Menschen mit kognitiven Einschränkungen verständlich ist, ist nicht immer einfach zu beurteilen. Ein guter Weg ist es, die Piktogramme oder Bilder von Menschen mit kognitiven Einschränkungen testen zu lassen. Dieses Vorgehen wird auch vom Konzept des „Design für alle“ gefordert. Derartige Prüfungen werden beispielsweise vom Büro für leichte Sprache in Bremen oder von Mensch zuerst in Kassel durchgeführt.

Die Verwendung der bildhaften Darstellung bedeutet nicht den Verzicht auf die schriftliche Darstellung. Vielmehr ist der Zugewinn an Barrierefreiheit darin zu sehen, dass mehrere Medien gleichzeitig verwendet werden (Mehr-Medien-Prinzip). In vielen Fällen wird die schriftliche Darstellung auch das Medium sein, mit dem die Inhalte differenzierter dargestellt werden

können. Aber auch bei der schriftlichen Darstellung kann einiges verbessert werden, wenn eine gut verständliche Sprache verwendet wird (Leichte Sprache).

Eine zweite große Barriere, Leitsysteme nutzen zu können, ist die Vielzahl gleichzeitiger Hinweise und Informationen, die Informationsflut. Menschen mit kognitiven Einschränkungen bereitet es große Schwierigkeiten, viele gleichzeitig wahrgenommene und schlecht unterscheidbare Eindrücke gegeneinander abzugrenzen und die gewünschten und relevanten Informationen herauszufiltern. Menschen mit kognitiven Einschränkungen geben den Versuch, die Informationsflut zu bewältigen oft sehr schnell auf.

Diese Barriere kann natürlich einerseits durch die Verringerung der Informationsmenge abgebaut werden. Ob dies möglich ist, wäre im Einzelfall zu prüfen. Vermutlich wird dies häufig jedoch nicht der Fall sein, sodass nach anderen Wegen gesucht werden muss, die verwirrende Vielfalt von Informationen zugänglich zu machen. Hier wären grafische Möglichkeiten zu untersuchen. Ein im Hinblick auf die Gestaltung von Beschilderungen und Leitsystemen interessanter Weg, viele Informationen übersichtlich zu gruppieren und darzustellen, könnte der Einsatz von Farbsystemen sein. Beispiele für Farbsysteme gibt es einige. In Baumärkten werden Pinseltypen durch Farbcodes den passenden Malfarben zugeordnet, die Deutsche Bahn unterscheidet die blauen Piktogramme für die Verkehrsinformationen von den gelben Piktogrammen für die Serviceangebote und in größeren Gebäudekomplexen (Krankenhäuser, Behörden, etc) werden Abteilungen oder Stockwerke farblich gekennzeichnet, um dem Nutzer die Orientierung zu erleichtern.

Drittens schließlich findet man in Wege-Leitsystemen häufig zu große Abstände zwischen den einzel-

nen Wegmarkierungen oder Hinweisschildern. Leitsysteme, die nur Weggabelungen oder -kreuzungen ausschildern, reichen meist nicht aus, den Weg sicher zu weisen. Menschen mit kognitiven Einschränkungen werden schnell unsicher und zweifeln, ob sie noch auf dem richtigen Weg sind, wenn sie keine Wegweiser mehr sehen. Dies manchmal auch dann, wenn es gar keine andere Möglichkeit gegeben hätte, vom Weg abzuweichen (Wanderweg).

Diese Barriere kann durch die unterbrechungsfreie Markierung des Weges ausgeräumt werden. Im Idealfall wäre eine unterbrechungsfreie Markierung eine durchgezogene Linie auf dem Boden oder (in Gebäuden) an der Wand. Ein gutes Beispiel hierfür ist der „Rote Faden“ in Hannover. Ein gut sichtbarer roter Farbstreifen führt Touristen auf einem Rundgang zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten durch die Stadt.

Neben unterbrechungsfreien Wegemarkierungen wären auch Markierungen, die sich in ständiger Sichtweite befinden eine ausreichende Lösung. Eine intuitiv verständliche Möglichkeit, Wege in Gebäuden zu weisen (z.B. den Weg durch eine Ausstellung oder ein Museum) wären auf dem Boden angebrachte, stilisierte Fußspuren. Sie zeigen in ständiger Sichtweite den Weg und zeigen gleichzeitig die richtige Laufrichtung an.

Beschilderungen und Leitsysteme einfacher und leichter verständlich zu gestalten ist machbar. Für Bürger mit kognitiven Einschränkungen ist die Vereinfachung ein Erfordernis, um überhaupt am Leben in ihrer Gemeinde teilhaben zu können, für alle Bürger ist die Vereinfachung ein Zugewinn an Komfort und Lebensqualität.

DER AUTOR:

Helmut Walther
Nationale Koordinationsstelle
Tourismus für Alle e.V. (NatKo)
walther@natko.de



Unterbrechungsfreies Leitsystem – Der Rote Faden in Hannover“

Bild: Raumbezug



Sichtlich Mensch Teil 2.

Ein weiteres Bild aus dem Portraitprojekt
des Fotografen Andreas Reiner.

Wie in Heft 1 (Seite 16) angekündigt, möchten wir Ihnen zum Abschluss noch ein weiteres Portrait aus dem Projekt „Sichtlich Mensch“ vorstellen. Wiederum hat der Fotograf Andreas Reiner ausschließlich seine professionelle Studioausstattung und sein Know-How eingebracht. Auf den Auslöser gedrückt haben Andere: die Projektbeteiligten mit Behinderung. Weitere Informationen und Bilder unter: www.projekt-sichtlichmensch.de



Das Inklusionsprojekt BRIDGE (Brücken bauen in die Gemeinde) wurde unterstützt von **AKTION**, der Paul-Lechler-Stiftung und der Stiftung der Lebenshilfe Baden-Württemberg e.V.

Herausgeber: Landesverband Baden-Württemberg der Lebenshilfe für Menschen mit Behinderung e.V. / Projekt BRIDGE
Neckarstraße 155a · 70190 Stuttgart · Fon (07 11) 255 89-0 · Fax (07 11) 255 89-55 · info@lebenshilfe-bw.de · www.lebenshilfe-bw.de